

ATOMKRAFT

Die sanfte Tour

Im schwedischen Östhammar soll ein atomares Endlager für hochradioaktiven Abfall entstehen. 77 Prozent der Einwohner sind dafür. Anders als im deutschen Gorleben setzen Staat und Industrie dort auf Transparenz und Kontrolle durch die Bürger – mit Erfolg. *Von Thomas Huetlin*



MAURICE WEISS / DER SPIEGEL

Schwedisches Atomkraftwerk Forsmark

Die Ostsee ist noch zugefroren vor dem schwedischen Kernkraftwerk Forsmark, aber wenn man die schmale aufgeschüttete Straße hinausfährt, kommt man zu einer Landzunge, an deren Ende ein kleiner künstlicher See liegt.

Honiggelb biegt sich das Schilf in einer nassen Brise, kein Wetter für Spaziergänger. Trotzdem steht Stefan Edelsvärd am Ufer. Er mag den kleinen See, der immer gute zehn Grad wärmer ist als das Meer, weil das Kühlwasser von drei Atomreaktoren hineinfließt, 85 000 Liter pro Sekunde, heraussprudelnd aus einem zwei Kilometer langen Tunnel.

Edelsvärd nickt mit dem Kopf hinüber zum künstlichen See. „Im Sommer, wenn das Wetter schlecht ist, komme ich gern mit der Familie hierher. Der See ist dann schön warm wie ein Swimmingpool. Vor allem die Kinder schwimmen gern darin“, sagt Edelsvärd.

Edelsvärd, ein schmaler Mann Anfang fünfzig, trägt einen dünnen Trenchcoat und Jeans. Eigentlich müsste er frieren im eisigen Wind, aber er behauptet, er friere nicht. Alles eine Frage des Willens, der inneren Einstellung, sagt er. Früher hat Edelsvärd Geschichte und Politik unterrichtet, jetzt organisiert er Ausstellungen und andere Projekte in Östhammar, einer Kommune mit 22 000 Einwohnern, zwei Autostunden nördlich von Stockholm.

Vor zehn Jahren, erzählt Edelsvärd, habe er sich ein Wochenendhaus hier gekauft. Von der Terrasse zum Strand seien es 200 Meter, man sehe die Reaktoren dort. Es sei keine Aussicht, die ihn beunruhige, im Gegenteil, er sei froh über seine Anschaffung, immer noch. Er fühle sich wohl, die Immobilienpreise stiegen.

„Abends im Sommer mit einem Glas Wein hat man den schönsten Sonnenuntergang an der Ostküste Schwedens“, sagt Edelsvärd.

Jetzt im grauen Mittagslicht ohne Wein ragen die drei Reaktoren ausdruckslos wie große, weiße Tetrapaks aus dem schwedischen Wald.

Der Anblick erinnert an Fukushima vor der Katastrophe. Aber selbst Fukushima ist kein Thema, das Edelsvärd Freude über sein Ferienhaus verdüstern kann.

Es sei eine Sache des Vertrauens, sagt er. Und er habe großes Vertrauen in diese

drei Reaktoren da vorn, selbst wenn sie nach demselben Siedewasserprinzip wie die Unglücksmeiler von Fukushima funktionierten.

Würde Edelsvärd zurzeit in einer deutschen Fernseh-Talkshow auftreten, müsste er möglicherweise nach der Sendung Personenschutz beantragen. Er gälte als Freak, Verrückter oder gemeingefährlicher Atomlobbyist in einem Land, in dem in der politischen Klasse ein Wettlauf um den schnellsten Ausstieg aus einer Energie stattfindet, die neuerdings allen als teuflisch erscheint.

Sollte alles nach Plan und Willen der Bürger laufen, wird dort ab dem Jahr 2020 der gefährlichste schwedische Atommüll eingelagert. Hochgiftiges radioaktives Material, das noch mindestens 100 000 Jahre strahlen wird, soll hier in 500 Meter Tiefe dauerhaft gebunkert werden. Es wäre eine Premiere, denn bis jetzt existiert kein Ort, wo dies möglich ist – nirgendwo auf der Welt.

Es gehe den Menschen gut, sagt Edelsvärd, die Arbeitslosigkeit liege bei zwei Prozent, die Bürger von Östhammar hätten das Endlager nicht gebraucht.

Aber die meisten wollten es unbedingt.

Weil auch ein 465 Straßenkilometer entfernt liegender Nuklearstandort namens Oskarshamn Interesse zeigte, gab es jahrelang die Sorge, dass der Konkurrent das Endlager wegschnappen könnte. Deshalb vereinbarten beide Gemeinden einen Deal: Die Bauherren des Endlagers, die Svensk Kärnbränslehantering (SKB), stellen zwei Milliarden schwedische Kronen, umgerechnet fast 223 Millionen Euro, zur Verfügung. Davon wird der Zweitplatzierte 75 Prozent erhalten, der Sieger muss sich mit 25 Prozent zufriedengeben.

Eigentlich ein schöner Anreiz, ein wenig auf die Bremsen zu treten und als Zweiter ins Ziel zu kommen.

Aber nicht bei diesem Duell.

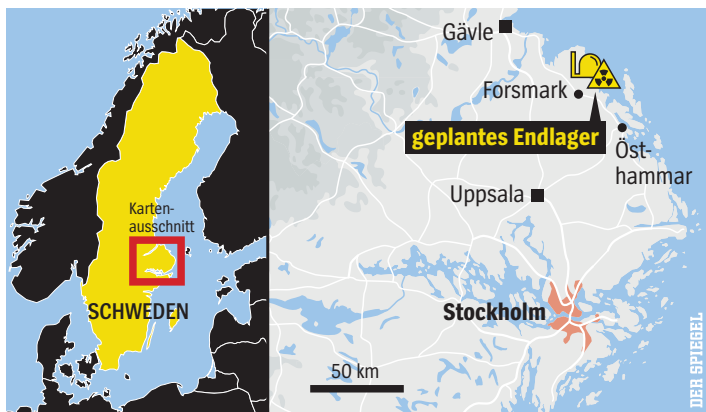
Die Entscheidung fiel an einem regnerischen Tag im Sommer 2009. Edelsvärd erinnert sich genau. Die Honoratioren von Östhammar saßen im Rathaus, der Showdown aus Stockholm wurde live gezeigt. Als der Name ihrer Stadt dort auf einem Bildschirm erschien, sagt Edelsvärd, „jubelte niemand wie bei einem Fußballspiel. Aber man konnte das Glücksgefühl im Raum spüren. Es war eine sehr schwedische Art, Freude zu zeigen“.

Es ist eine Freude, die merkwürdig wirkt, betrachtet man sie von Deutschland aus, wo die Endlager-Frage ungelöst ist, wie auch sonst überall auf der Welt.

Tausende Brennelemente haben sich in Deutschland über die Jahrzehnte angesammelt, die früher zur Aufbereitung ins Ausland gebracht wurden und heute entweder in einfachen Hallen quer über die Republik zwischengelagert oder in Behältern in Gorleben und Ahaus aufbewahrt werden. Selbst wenn der Ausstieg



Anwohner Edelsvärd: Schwimmen im Kühlwassersee



In Östhammar aber ist Edelsvärd kein Sonderling, er ist Durchschnitt. Jeder fünfte Arbeitsplatz hängt in der Gemeinde an den drei Reaktoren, deren jüngster auch schon 25 Jahre in Betrieb ist, und sie haben bei den Anwohnern eine ungewöhnliche Verbundenheit mit der Kernenergie wachsen lassen. So groß ist die, dass sich die Gemeinde um ein atomares Endlager bewarb. 77 Prozent der Bürger sprachen sich in einer Meinungsumfrage dafür aus.



Atomkraftgegner Bernstorff in seinem Haus bei Gorleben: „Seit hier wieder erkundet wird, ist der Nato-Draht zurück“

zügig kommt, müssen am Ende wohl um die 17 000 Tonnen Material entsorgt werden. Einen realistischen Plan dafür gibt es nicht, aber einen Kampfplatz, Gorleben, das geplante Endlager im Osten Niedersachsens. Der seit den siebziger Jahren andauernde Konflikt um diesen Ort zeigt vor allem, wie eine Planung gründlich schiefgehen kann.

Es gab ruhige Zeiten in Gorleben, nach dem rot-grünen Moratorium, die sind jetzt vorbei. „Seit hier wieder erkundet wird, ist der Nato-Draht zurück“, sagt Andreas Graf von Bernstorff. Er fährt mit seinem Land Rover an dem entlang, was auf Straßenschildern noch immer „Bergwerk“ genannt wird. Rechts liegt Bernstorffs Wald, links das geplante Depot. Es wirkt wie ein großes Gefängnis.

„Ich glaube nicht, dass das noch was wird mit dem Endlager“, sagt Bernstorff. Es sei zu viel getrickelt worden von Politik und Atomlobby, zu viel Unglaubliches gelaufen. Die Mehrheit der Bürger im Landkreis Lüchow-Dannenberg sei entschieden gegen das Projekt.

Bernstorff ist einer der größten Grundbesitzer in der Gegend, ein Konservativer, früher Mitglied der CDU, aber die Mausechelen um das Endlager haben ihn zu einem erbitterten Gegner der Atomlobby werden lassen.

Es fing an mit einem mysteriösen Waldbrand im Jahr 1975. Danach wollten ihm die Atommanager 600 Hektar Land abkaufen, für das Zehnfache des damaligen Marktwerts, also für circa 30 Millionen Mark.

Bernstorff zögerte, er ist ein norddeutscher Gentleman mit Flickern auf dem Pull-over und abgewetztem Hemdkragen. Das

Gut gehört der Familie seit 1694, er befreit sich als Glied einer langen Kette. Es gibt Dinge, die wichtiger sind als Geld, sagt er. Zum Beispiel, dass man das Land seinen Nachkommen in besserem Zustand übergibt, als man es angetroffen hat.

Der damalige Ministerpräsident Albrecht empfing den adeligen Zweifler, sagte jovial, er solle verkaufen, die Menschen in der Gegend würden sich schnell daran gewöhnen, wie bei anderen Atomprojekten auch. Der Widerstand dauere in der Regel zwei Jahre.

„Die Leute haben sich eben nicht daran gewöhnt“, sagt Bernstorff. Er fährt an einer braungeklüfteten Halle vorbei. „Wendland Therme“ steht darauf geschrieben. Die Mehrzahl sei nicht käuf-

Der Rohstoff Vertrauen ist in Gorleben schon lange verbraucht.

lich gewesen, auch nicht mit einem Schwimmbad wie diesem hier.

Denn das sei der Plan gewesen von Politik und Wirtschaft. Man nehme diesen strukturschwachen, dünnbesiedelten Landkreis nahe der Grenze zur DDR und helfe, wenn sich die Menschen störrisch zeigen, mit Geld nach – ein neues Löschfahrzeug für die Feuerwehr, ein neuer Anbau fürs Krankenhaus, eine Mehrzweckhalle, insgesamt sollen 500 Millionen Mark in die Region geflossen sein. Trotzdem verlor 1991 die CDU ihre absolute Mehrheit im Kreistag.

Geld allein schuf kein Vertrauen, und demokratische Alibiveranstaltungen wie die „Gorleben-Kommission“ gaben den meisten Bürgern nicht das Gefühl, ernst

genommen zu werden. Bernstorff war Mitglied der Kommission. Einwände und Sorgen wegen Erdbeben, Explosionsgefahr, Überflutung und der durchlässigen Lehmschicht über dem Salzstock hätten wenig Chancen gehabt, sagt er. Die Haltung war, sagt Bernstorff: „Was nicht passt ist, wird passend gemacht.“

Es ist später Nachmittag in Östhammar. Rot und gelb gestrichene Holzhäuser, es ist still, Edelsvärd geht die Hauptstraße entlang, kein Mensch begegnet ihm. Ein autoritäres Verfahren wie in Gorleben hätte in Schweden keine Chance, sagt Edelsvärd. Das Für und Wider eines Endlagers sei offen diskutiert worden.

Im Kindergarten, der auf einer kleinen Anhöhe in einem gelben Haus untergebracht ist, riecht es nach Holz, die Kinder ziehen kleine Bagger über den frisch geschrubbten Boden. Von der Decke hängen blaue und grüne

Spielzeugschmetterlinge, in der Ecke steht ein kleiner Bauernhof. Alles signalisiert Geborgenheit, Bullerbü.

Eine Mutter hat bei der letzten Wahl für die Grünen gestimmt, aber gegen das Endlager hat sie keine Einwände. „Irgendwo muss das Zeug ja hin“, sagt sie. Man habe schließlich die Energie verbraucht, nun müsse man auch die Verantwortung übernehmen. „Wir können das Gift doch nicht einfach nach Afrika schicken.“

Eine andere Mutter sagt: „Das Endlager schafft Arbeitsplätze, und die Sicherheit hat oberste Priorität.“ Sie fühle sich gut informiert durch den Gemeinderat und die SKB.

Es war eine Frau, die in Schweden die Idee maßgeblich vorantrieb, Bürgern den

hochgiftigen Abfall als etwas Beherrschbares und nicht absolut Unangenehmes zu verkaufen.

Sie heißt Saida Laârouchi Engström, ist die Nummer zwei bei der SKB und sitzt in der Zentrale der Firma im 7. Stock. Ihr Büro ist ein kleines Eckzimmer, zwei pinkfarbene Orchideen stehen darin, ein graues Zweisitzersofa. Der Ort soll bescheiden wirken. Nicht protzig, nicht arrogant, nicht Atomlobby.

Laârouchi Engström ist Marokkanerin, geboren in Casablanca, Ingenieurstudium in Paris, vor 30 Jahren nach Stockholm gekommen, weil sie sich in einen Schweden verliebt hatte. Laârouchi Engström sagt, um die Zustimmung für das Endlager bei den Bürgern von Östhammar zu bekommen, habe die Firma Jahrzehnte gebraucht.

„In den frühen Achtzigern, als die SKB mit ihren Forschungen begann“, sagt Laârouchi Engström, „wurden wir nirgends willkommen geheißen, niemand wollte mit uns reden.“ Sie erinnere sich an Fernsehauftitte zur besten Sendezeit, um acht Uhr abends, mit schreienden Müttern und weinenden Kindern. Die Bürger hätten bei Atomkraft nicht an Elektrizität, sondern an Nagasaki und später auch an Tschernobyl gedacht.

So geht das nicht weiter, beschlossen Laârouchi Engström und ein paar andere Mitarbeiter bei der SKB damals. „Wir

können uns einer Gemeinde nicht aufzwingen.“

Es solle ein Dialog entstehen, und dafür, fand Laârouchi Engström, brauche es zwei Voraussetzungen. Erstens, die Gemeinde müsse die geologischen Gegebenheiten mitbringen, um überhaupt in Betracht gezogen zu werden. Zweitens: Die Gemeinde müsse freiwillig mit der SKB kooperieren.

Man habe Östhammar gefunden, von acht geprüften Orten der geeignetste. Der Fels gehöre zu den ältesten Gesteinen in Schweden, eineinhalb Milliarden Jahre. Erdbebensicher, weitgehend trocken, durch nichts zu erschüttern.

Auch wer zum Endlager ja gesagt hat, soll später noch nein sagen dürfen.

Der nukleare Abfall soll in massiven Eisenzylindern gelagert werden, in denen Platz für die Brennelemente ausgespart bleibt. Die Zylinder werden von einer fünf Zentimeter dicken Kupferschicht umschlossen.

Geplant ist, sie später in einzeln gebohrten Löchern zu versenken und diese mit Bentonit aufzufüllen. Trotzdem sollen die Zylinder zurückholbar sein.

Das ist der Vorschlag. Wenn die Menschen in Östhammar an der Methode

zweifeln, wird er nicht verwirklicht, und es muss weitergeforscht werden.

„Ein Ausstieg muss für die Gemeinde lange Zeit möglich sein“, sagt Laârouchi Engström. „Selbst wenn sie schon ja gesagt haben, sollen sie später die Möglichkeit haben zu bestimmen: ‚Nein, wir wollen nicht weitermachen mit dem Projekt.‘“ Mindestens noch drei Jahre werden weitere unabhängige Gutachten produziert, danach wird die Kommune Östhammar noch einmal befragt, ob sie das Endlager wirklich will.

Es ist ein teures Verfahren, das jeder Stromkunde in Schweden mitfinanziert. Pro Kilowattstunde Strom geht eine Öre in einen Fonds für die Endlagerung. Der Staat verwaltet diesen Fonds und leitet das Geld weiter an Umweltorganisationen, aber auch an Entsorgungsfirmen wie die SKB.

Rund 40 Jahre lang Müll einlagern, der noch mindestens 100 000 Jahre strahlen wird – eine schwierige Aufgabe, die man der Gemeinde auch als schwierige Aufgabe vermitteln müsse. Man komme ja nicht, um ein Drei-Sterne-Restaurant zu eröffnen. „Man muss ehrlich sein“, sagt Laârouchi Engström, „und alle Schwierigkeiten auf den Tisch packen.“

Nicht wie ein Nuklear-Ingenieur solle man mit den Bürgern reden, sondern wie

200
n. Chr.



Die **Kutsche** wird ins Rennen geschickt. Wann die Retourkutsche erfunden wurde, ist nicht überliefert.

1967



Weniger blechen ohne Blech: Das erste **Vollkunststoffauto** spart Kraftstoff – dank des geringeren Gewichts. Denn es verzichtet auf ein Blechkleid, nur Motor, Getriebe und Felgen sind aus Metall.

Nur mit Chemie konnten aus Pferdekutschen

1935



Ausgereift: Der Reifen aus **synthetischem Kautschuk** rollt vom Werksband. Sein technisch perfektionierter Urenkel, der Sprintsparreifen, spart heute bis zu acht Prozent Kraftstoff.

2001



Für die Raumfahrt entwickelt, geht die **Brennstoffzelle** an Bord eines Kleintransporters in den Alltagstest. Nicht mit Lichtgeschwindigkeit, aber mit 120 km/h.



MAURICE WEISS / DER SPIEGEL

Atomanagerin Laârouchi Engström: *Bescheiden wirken, nicht trotzig, nicht arrogant*

ein Mensch. Nicht von einem Podium in einer Stadthalle, sondern zu Hause bei Kaffee und Kuchen, an Orten, die niemanden einschüchtern, an Orten, wo keine Frage peinlich sei. „Die Gemeinde bestimmt, wie schnell vorgegangen wird“, sagt Laârouchi Engström, „nicht wir.“

In einem Ort namens Tierp waren Ende der neunziger Jahre 67 Prozent der Menschen für die Erforschung eines Endlagers in ihrer Region. Man untersuchte, diskutierte, schließlich, nach drei Jahren, über-

wogen bei den Bürgern die Bedenken. Eine Woche später, erzählt Laârouchi Engström, habe ihre Firma in Tierp die Büros geschlossen und zusammengepackt.

Laârouchi Engström sagt, nur ein offenes, transparentes Vorgehen mit allen Konsequenzen schaffe einen der wichtigsten Rohstoffe – Vertrauen.

Harmonisch klingt das und vernünftig, aber kann man ihr glauben?

Einer Frau, die an der Spitze einer Firma arbeitet, die den dortigen Kernkraft-

werksbetreibern und den Energiekonzernen Vattenfall und E.on gehört? Einer Frau, deren Hauptjob darin besteht, nach 30 Jahren endlich einen Ort zu finden, wo das Gift beerdigt werden kann? Einer Frau, die den Konsens braucht und rhetorische Brillanz besitzt?

Der Mann, dessen wichtigste Aufgabe es ist, sich von Laârouchi Engström und ihrer Firma nicht täuschen zu lassen, heißt Jacob Spangenberg und ist Bürgermeister von Östhammar.

Spangenberg, groß, knochig, Backenbart, schlendert durch das Rathaus der Kommune. Er ist seit fünf Jahren hier im Amt, gehört der Zentrumsparterie an, einer Formation der bürgerlichen Mitte, in der sich die schwedische Meinung zum Thema Atomkraft spiegelt.

Nach der Gegnerschaft der achtziger Jahre sieht seine Partei die Nuklearenergie heute als etwas Zumutbares. Vor zwei Jahren stimmte sie mit den Liberal-Konservativen für den Wiedereinstieg.

Fukushima hat daran nicht viel geändert, auch im Rathaus von Östhammar nicht. „Keine einzige E-Mail, kein Anruf der Besorgnis wegen Japan“, sagt Spangenberg. Ein wenig Triumph liegt in seinem Ton.

Er deutet die ausbleibende Unruhe als Bestätigung für seine Arbeit. Unser Bürgermeister, so seine Interpretation, hat

2009



Nach Einführung der Carrera-Bahn in den 1960er Jahren erobert erneut ein **Elektroauto** die Herzen großer Jungs: der E-Smart.

2024

Elektroautos werden. Und das ist erst der Anfang.

2017

Chemie hilft, die fossilen Energieträger zu schonen: mit Leichtbauteilen aus Kunststoff, die Gewicht sparen. Mit Elektromobilität fürs Auto. Oder mit Kraftstoffen aus Pflanzenresten. Denn der sorgsame Umgang mit unseren Energie-Ressourcen zählt zu den zehn wichtigsten Wünschen der Deutschen. Was wird die Chemie sonst noch ermöglichen? Ihre Fragen und Wünsche unter www.ihre-chemie.de.

Ihre Chemie.

Freuen Sie sich auf die Zukunft.



die Probleme im Griff. Wir sind nicht Japan.

Die meisten Menschen in seiner Gemeinde hätten kein Problem mit Atomkraft, im Gegensatz zu den meisten Deutschen. Für Deutsche sei es unvorstellbar, dass man sich freiwillig ein Endlager vor die Haustür hole. Für Deutsche seien sie die „duuuuumäääään Schweden“. Spangenberg lacht. Er kann recht wenig Deutsch, aber das mit den duuuuumäääään Schweden kam in den letzten Wochen so oft, dass er sich den Ausdruck gemerkt hat.

Konsensbildung, so sieht es Spangenberg, sei Teil der schwedischen Tradition. Es gebe den Glauben, dass der Staat der richtige Akteur sei, das Pro und Contra eines Problems zu sehen und zu moderieren. „Die Menschen zahlen mit 52 Prozent einen sehr hohen Steuersatz“, sagt Spangenberg. „Dafür nehmen sie uns in die Pflicht und erwarten eine ganze Menge.“

Vor allem im Ausland gibt es viele Kernkraftgegner, die den Menschen von Östhammar unterstellen, sie seien bestechlich, sie würden sich das Gift teuer bezahlen lassen. Mit Bargeld, Pauschalen oder Infrastrukturmaßnahmen.

Spangenberg kennt dieses Misstrauen. Er grinst, es ist ein genervtes Mühsam heraufbeschworen mit der Geduld, die er seinem Amt schuldet.

Die wesentliche Investition sei das Endlager, sagt er. Die Bauarbeiten brächten 500 bis 600 Arbeitsplätze ungefähr 10 Jahre lang, danach, wenn das Ding aufgefüllt werde, gebe es noch einmal 250 Arbeitsplätze für die nächsten 40 Jahre. Vor allem aber sähen er und die Bürger von Östhammar das Endlager als Investition für die Zukunft ihres nicht besonders hoch entwickelten Streifens schwedischer Küste. Wenn dann noch ein paar Restaurants, Hotels und eine Ausbildungsstätte für Techniker dazukämen – welcher Bürgermeister könne das ablehnen?

Aber all das funktioniere nur, weil die Gemeinde der SKB vertrauen könne. „Wenn die Wissenschaftler uns nicht am Ende mit ihrer Technik überzeugen“, versichert Spangenberg, „werden wir definitiv kein grünes Licht zum Bau geben.“

Damit der Druck auf die SKB aufrechterhalten bleibe, habe die Gemeinde vier zusätzliche Mitarbeiter eingestellt, die sich ausschließlich um Sicherheitsfragen kümmern sollen.

Spangenberg sitzt an einem langen Hebel, und er ist zumindest entschlossen, es so aussehen zu lassen, als würde er ihn gebrauchen. Aber sein Hebel muss einen Sicherheitsprozess steuern, der für die nächsten 100 000 Jahre, für die nächsten 3000 Generationen gilt, das ist ihm bewusst.

Was in 100 000 Jahren tief unten in dem Granitgestein vor der Küste los sein wird, das kalkulieren zu wollen scheint vermesen. Es kann sein, sagen Geowissenschaftler, dass in 100 000 Jahren, während einer Kaltzeit, eine drei Kilometer dicke Eis-

tägige Erkundungen vornehmen zu dürfen. Bernstorff hat damals verweigert.

Der Salzstockabschnitt, um den es geht, gilt als der stabilere und bessere. Er könnte eine Möglichkeit sein, doch noch ein Endlager in Deutschland zu finden.

„Mit Demokratie hatte die Erkundung in Gorleben die letzten 30 Jahre wenig zu tun“, sagt er. Außer den Männern, die hier in den späten siebziger Jahren auftauchten, mit schicken silberfarbenen Bussen herumfahren und von den Segnungen der Atomkraft sprachen, habe sich nie wieder jemand von offizieller Seite die Mühe gemacht, vernünftig mit den Menschen in der Region über das Thema Endlager zu reden.

Geblichen sei nur der Eindruck von Mauscheleien, einer autoritären Atomlobby und einer Polizei, die deren Interessen schütze.

Bernstorff atmet tief durch. Blickt aus dem Fenster in den flirrenden hellgrünen Frühling von Gorleben. Er sagt, das Zeug müsse allmählich von der Oberfläche der Erde. Ein Castor allein enthalte die hundertfache Radioaktivität des gesamten Lagers von Asse.

In Ostschweden glaubt eine Kommune, die Moderne bei sich anzusiedeln, indem sie um ein Endlager kämpft. In Ostniedersachsen kämpft die Mehrheit der Menschen seit Jahrzehnten dagegen. Als Reaktion auf die Bedrohung haben die Menschen mit Windkraft, Sonnenenergie und Biogas Wege gefunden, den gesamten Landkreis mit alternativen Energien versorgen zu können. Vielleicht sind sie tatsächlich mutiger, kreativer und mehr 21. Jahrhundert als die Menschen in Östhammar.

Trotzdem muss der gefährlichste Müll des 20. Jahrhunderts entsorgt werden, und der Salzstockabschnitt von Bernstorff wäre vielleicht der beste Ort, den man in Deutschland dafür finden kann.

Es geht um Vertrauen, den wichtigen Rohstoff, es geht darum, wie es verspielt wurde, und darum, wie es wiederhergestellt werden könnte, möglicherweise.

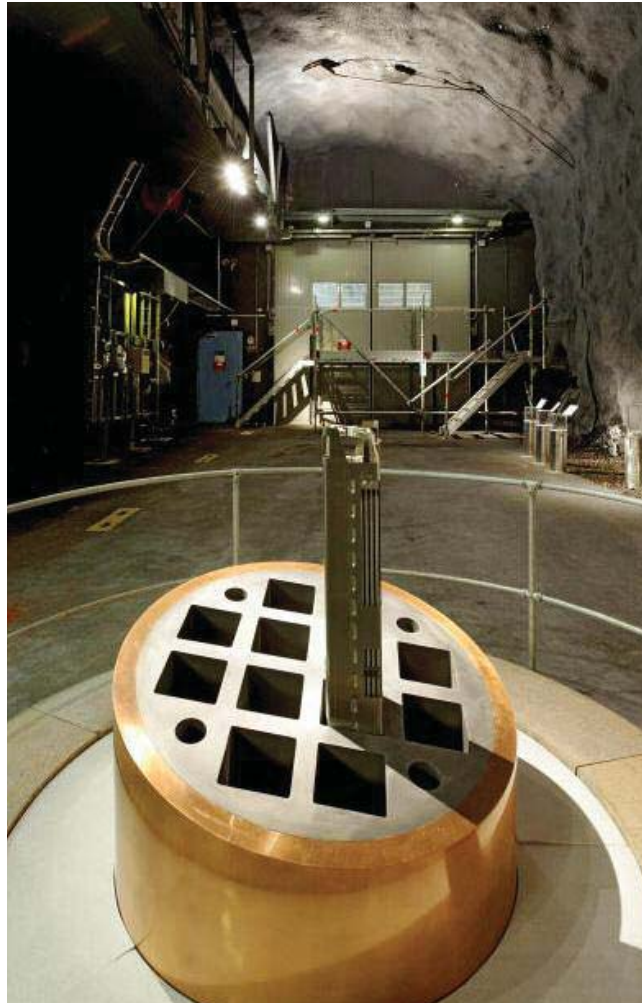
Bernstorff seufzt.

Es müsse endlich ein glaubhaftes, durchsichtiges Verfahren zur Erkundung geben. Eines, das wirklich untersuche, ob es nicht bessere Möglichkeiten und Standorte gebe.

Und wenn das Ergebnis dann Gorleben hieße?

Bernstorff seufzt wieder.

Dann, sagt er, wäre eine Kooperation denkbar.



Brennstäbe-Container (Modell): Strahlenmüll für 100 000 Jahre

MAURICE WEISS / DER SPIEGEL

schicht das ganze Land bedecken wird. Auch danach müssten die Fässer noch dicht sein.

Die Gletscher jener Kaltzeit würden auch Gorleben erreichen.

Dort sitzt an einem Nachmittag in diesem Frühling Bernstorff in der Forstverwaltung des gräflichen Anwesens. Neben ihm liegt eine Karte. Sie zeigt den Salzstock von Gorleben.

Bernstorff tippt auf jenen noch unerforschten Teil des Salzstocks, an dem er heute Morgen mit seinem Land Rover vorbeigefahren ist. Vor 20 Jahren bat der Bund Bernstorff darum, auch dort unter-